



»ICH KOMME AUS BERLIN«

LEA SIMON

Im Jahr 1999 wurde ich in die fünfte Klasse eines Gymnasiums in Berlin-Reinickendorf aufgenommen. Jeden Morgen mit dem Bus von Pankow durchs Märkische Viertel – da wurde mir Mal für Mal aufs Neue bewusst, was für ein Privileg das ist, im Westteil der Stadt zur Schule gehen zu können. Ich wusste, wo früher die Grenze war – unsere Eltern haben uns ganz früh erzählt, dass sie zum ersten Mal nach dem Fall der Mauer an der Bornholmer Straße rübergegangen sind. Ich kann mich erinnern, dass sie uns die Stellen in der Stadt gezeigt und gesagt haben: »Hier konnte man früher nicht rübergehen.«

Eine Post-DDR-Generation hat sehr viele Privilegien. Wir können überall hingehen, wir können überall hinfliegen. Die Welt steht uns offen. Wir müssen nicht immer überlegen, nicht so viele Träume haben, die sich dann doch nicht erfüllen lassen.

Beide Eltern meines Vaters kamen aus traditionellen jüdischen Haushalten in Berlin. Sie kannten sich in der Religion aus, aber es ging ihnen nicht darum, strenggläubig zu sein. Ein bewusstes Judentum als Grundlage ihres Lebens wahrzunehmen – das war ihr Anliegen. Auch die Eltern meiner Mutter verstanden sich als Juden, wenngleich Religion für sie keine Rolle spielte. Zum Judentum gehört der Wunsch und das Bestreben, sich weiterzubilden. Judentum als etwas Intellektuelles. Damit bin ich aufgewachsen – man sollte alles wissen. Woran man sich hält, kann man dann später selbst entscheiden.

Alles zu wissen, ist natürlich nicht möglich. Es geht eher um die Grundzüge des Judentums. Was ist Schabbat, was ist koscheres Essen, welche Feiertage gibt es, welche Geschichten werden in der Thora erzählt. Alleine, weil der Bezug zu anderen Bereichen, vor allem in der Kultur, so groß ist. Wenn ich in ein Museum gehe und ein Bild sehe, auf dem eine Figur namens Abraham dargestellt ist, und ich gar nicht weiß, wer Abraham war und nicht zuordnen

LEA SIMON

Lea ist kurz vor der Wende geboren, ist sich aber der schmerzhaften Teilung ihrer Stadt durchaus bewusst.

Aufgewachsen in einer traditionsbewussten, jüdischen Familie und zurzeit, bedingt durch ihre Promotion über Komponisten in den Kibbuzim, in Israel ansässig, beobachtet und analysiert Lea die positiven und unterschiedlichen Entwicklungen im vielfältigen jüdischen Leben der deutschen Hauptstadt und der israelischen Metropole Tel Aviv.

kann, welche Szene da abgebildet ist – dann sind mir große Teile der Welt, der Bildung an sich, verschlossen.

Wikipedia ist eine schöne Sache. Doch manchmal ist es gar nicht so leicht, Menschen, die zum Beispiel aus dem Bereich der Informatik oder einer anderen »logischen« Fachrichtung kommen, zu erklären, warum man Geisteswissenschaften nicht nur mit Wikipedia erfassen kann. Wikipedia versucht, eine geschlossene Geschichte zu erzählen – »So war das.« Manchmal werden keine Quellen angegeben, oder sie sind unvollständig, und offensichtlich muss niemand begründen, warum er eine bestimmte Schlussfolgerung zieht. Um jedoch Dinge erfassen und verstehen zu können, muss man wissen, wo man sich andere Quellen beschaffen kann. Und wenn man dann diese Quellen hat, muss man sie einordnen können – warum hat jemand dies und jenes so geschrieben, wollte er womöglich jemand anderen beeinflussen? Wie neutral ist oder in welche Richtung geht diese Information? Und dann kann man die Hinweise wie ein Puzzle zusammensetzen. Ob man da jemals alle Teile findet? Das Gesamtbild kann sich auch im Laufe des Lebens noch ein paar Mal verändern ... Aber zumindest nimmt man so nicht alle Informationen als gegeben hin, oder als hundertprozentig wahr.

Seitdem ich nach meinem Studium wieder nach Berlin zurückgekommen bin, stelle ich fest, dass die jüdische Gemeinschaft der Stadt sich sehr verändert hat. Ich empfinde es als eine interessante Bereicherung, dass jetzt viele Israelis und Amerikaner in meiner Heimatstadt leben. Sie haben ganz andere Lebensläufe und einen anderen Hintergrund, eine andere Motivation, warum sie hier sind. Das ist für mich Vielfalt.

Bei uns in der Familie war Pessach immer sehr wichtig. Zum Sederabend kommen Personen, die eben nicht zur Familie gehören. Das ist ein großer Unterschied zu Weihnachten. Es war auch immer wichtig, dass wir zu Rosch Haschana und Jom Kippur in die Synagoge gehen. Manchmal haben wir uns dafür in der Schule beurlauben lassen.

Ich wurde ab und zu für eine Türkin gehalten. Wenn mich jemand in der Öffentlichkeit beleidigen wollte, was wirklich sehr selten passiert ist, dann nur, weil er oder sie dachte, ich stamme aus der Türkei. Nach dem Motto: »Ihr Muslime seid doch alle gleich!« Und wenn

